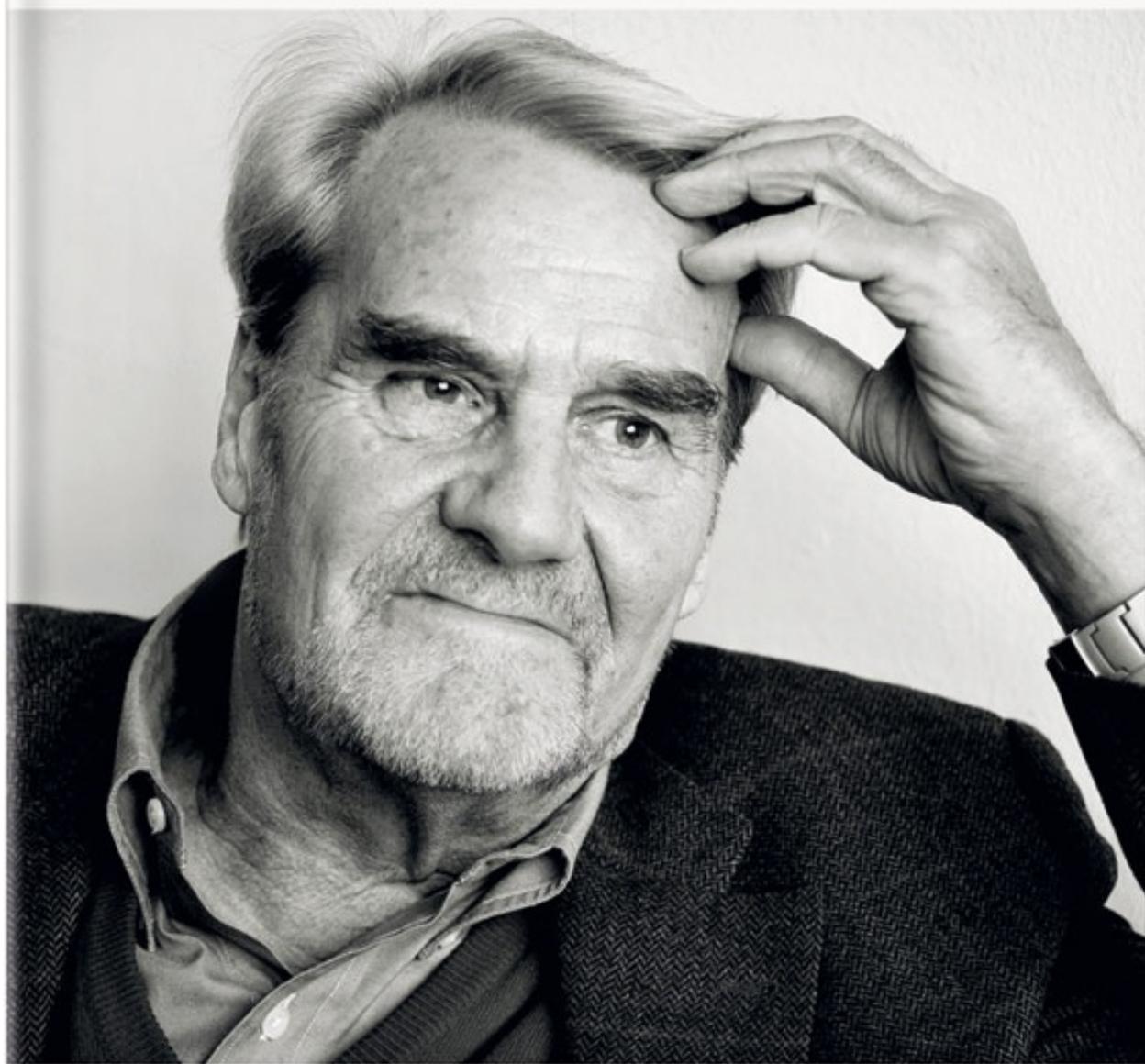


GERD RUGE

UNTERWEGS

POLITISCHE ERINNERUNGEN



 HANSER BERLIN

kämpfen gegen die Weimarer Republik, gegen die »Systemzeit«, die durch einen sozialdemokratischen Regierungspräsidenten repräsentiert wird. »Den muss der Gerd spielen«, rief das blonde Mädchen der Lehrerin zu, »das ist genau seine Rolle.« – »Aber der Regierungspräsident ist dick, alt und hat große rote Hände. Das ist doch nicht der Gerd«, sagte die Lehrerin. Sie schob den Vorschlag schnell beiseite, weil sie wusste, dass eine Diskussion darüber, ob ich der Typ eines Systemzeit-Demokraten sei, gefährlich werden könnte. Immerhin bestellte der Direktor mich zu sich und fragte, was da vorgefallen sei, um dann fast sofort von den Problemen des Mathematikunterrichts zu reden. Zwar gehörte er auch zu denen, die mit dem Parteiabzeichen am Revers herumliefen, doch er war kein fanatischer Nazi und wollte jedenfalls vermeiden, dass seine Schule politisch auffiel.

Manchmal musste ich mich ziemlich verbiegen, beispielsweise bei einem Aufsatz über Schillers *Räuber*. Die erwartete Richtung war klar: Karl Moor ist ein edler Räuber, ein idealistischer deutscher Rebell. Sein Mit-Räuber Moritz Spiegelberg hingegen ist ein Jude und ein Verbrecher aus Selbstsucht und Geldgier. Ich versuchte, dem Zwang zu dieser antisemitischen Gegenüberstellung zu entgehen, und beschrieb Spiegelberg vor allem als einen schlaunen Planer und hochintelligenten Kopf. Karl Moor mit seinen großen Worten kam dagegen schlechter weg. Die Deutschlehrerin gab mir das Aufsatzheft ohne jeden Kommentar zurück, aber mit einer Zwei. Ich fand, dass ich mich eigentlich ganz klug aus der Affäre gezogen hatte. Doch die junge Erzieherin aus Marienau, der ich den Aufsatz einige Wochen später zeigte, war nicht so zufrieden. Ich sei in die Falle gegangen, meinte sie, denn die Geschicklichkeit und die Intelligenz, die ich bei Spiegelberg gelobt hätte, entspreche doch gerade dem Negativklischee des jüdischen Intellektuellen, während sich der weniger gerissene Karl Moor umso mehr als selbstloser idealistischer Deutscher erweise. Ich war verwirrt und unsicher. »Es gibt keinen Ausweg, außer der Lüge. Und die Lüge kann kein Ausweg sein«, schrieb ich der jungen Erzieherin.

In unserer Klasse gab es zweiundzwanzig Mädchen und drei Jungen. Alle anderen Schüler waren schon zur Wehrmacht eingezogen worden. Der dritte Junge neben mir und meinem katholischen Freund kam aus einer reichen Familie in unserer Nachbarschaft. Seine Mutter hatte sich mit Spenden und Beziehungen in der NS-Frauenschaft engagiert und galt als einflussreich. Ihr Sohn war nicht der Schlaueste, aber mit Hilfe seiner Mutter hatte er sich einen Wunsch erfüllen können: Er hatte einen Zug der Nachrichten-HJ gegründet und ihn mit Funkgeräten ausgerüstet. Damit hatte er sich eine kleine, durchaus linientreue, fast selbständige Einheit zugelegt. Er wollte mich in seinen Verband von zwölf oder vierzehn Leuten aufnehmen, besonders, so sagte er, wenn ich bei passender Gelegenheit noch einmal die weiße Kordel des Lagermannschaftsführers anlegen könnte. Offenbar dachte er, dass man diesem Splittergrüppchen der Nachrichten-HJ dadurch zu mehr Ansehen verhelfen könnte. Also tat ich ihm den Gefallen und stolzierte gelegentlich mit meiner weißen Kordel umher, wenn es galt, bei anderen HJ-Führern Eindruck zu machen, aber ohne möglichst allzu sehr aufzufallen – ein schwieriger Balanceakt.

Meine Mutter versorgte mich immer mit Lesestoff. Ohne weitere Kommentare brachte sie aus Hamburger Antiquariaten Bücher mit, die nicht politisch waren, aber deutlich aus dem Rahmen der offiziellen national gefärbten Literatur fielen: Manfred Hausmanns *Kleine Liebe zu Amerika*, Hans Leips *Jan Himp* oder Fritz Steubens ganz unsentimentale Bücher über die Indianer und die Vernichtung ihrer Kultur. Warum sie solchen Lesestoff für mich aussuchte, erklärte sie mir nicht. Ich verbrachte sehr viel Zeit auf dem Dachboden im Haus meiner Großeltern. Dort standen etliche Kartons und Kisten mit Büchern aus den zwanziger Jahren. Ich schmökerte in dicken Bänden mit gesammelten Illustriertenausgaben, und auch an einige politische und staatsrechtliche Bücher wagte ich mich heran, wobei ein rechtsphilosophisches Werk von Gustav Radbruch über die staatspolitische Bedeutung einer Verfassung mich besonders in Bann zog. Da tat sich eine politische Landschaft auf, deren Begriffe von Recht, Staat und Verfassung mich faszinierten, ja begeisterten, obwohl

ich sie nur zum Teil verstand. Meine Großmutter, so fand ich durch eine der Kisten heraus, hatte früher kleine Gesellschaften von Frauen geleitet, deren Männer zu einer Freimaurerloge gehörten. Aber das war nichts, worüber sie mit mir sprechen mochte.

In der Molkerei meines Großvaters lernte ich eine Polin kennen. Sie war, wie sich herausstellte, in Warschau an der Universität Dozentin für deutsche Literatur gewesen und als Zwangsarbeiterin nach Deutschland deportiert worden. Offenbar machte es ihr Freude, mit einem jungen Deutschen ins Gespräch zu kommen, der sich ernsthaft für Literatur interessierte. Sie wollte gerne etwas von Hamburg sehen, nicht nur den Weg zwischen Fremdarbeiterunterkunft und Molkerei. Ich holte ihr einen Mantel meiner Mutter, damit sie weniger auffällig aussah, und so gingen wir, in Gespräche vertieft, im Zentrum von Hamburg spazieren. Da entdeckte ich dann eine Art satirischer Literaturkritik, der ich in Büchern noch nicht begegnet war. »Der Hauptmann«, sagte sie über eine Büste des damals staatlich verehrten Großdichters Gerhart Hauptmann, »sieht aus, wie wenn der Goethe ein Arrrschloch gewesen wäre.«

Inzwischen hatte ich auf dem Umweg über die Musik einen kleinen Kreis von Freunden gefunden. Zunächst im Kirchenchor, wo besonders die vorbarocke Musik gepflegt wurde, deren Ernst mich ergriff. An manchen Abenden traf sich eine Gruppe von jüngeren Leuten zu Hause bei der Organistin und Chorleiterin, um zu singen und, mehr noch, um zu diskutieren. Gleich am ersten Abend erlebte ich, wie sich das Gespräch Richard Wagner zuwandte, dem Lieblingskomponisten des Führers. Wagners Opern galten als gewaltige Verkörperungen echter deutscher Ideale. In dieser Runde aber holte einer Nietzsches Schriften aus dem Bücherschrank der Organistin und begann dessen Verurteilung Richard Wagners und seiner Ideologie zu zitieren. Die Unterhaltung, die scheinbar über Kunst und Oper geführt wurde, bekam einen doppelten Boden, denn indirekt wurde Kritik an Hitlers Kunstverständnis geübt. So vorsichtig das Gespräch geführt wurde, zog es mich doch tiefer in diesen kleinen Kreis von zehn, elf Freunden.

Später merkte ich, dass einige der neuen Freunde jüdischer

Abstammung waren. Die Organistin etwa hatte entfernte jüdische Vorfahren, musste aber keinen Judenstern tragen. Sie ließ ihre Mutter trotzdem nicht auf die Straße gehen, weil sie fürchtete, Nachbarn würden, wenn sie die alte Frau sahen, gegen sie und dann auch die Tochter vorgehen. Zwei der jungen Männer in unserem Kreis hatten ebenfalls einen jüdischen Hintergrund, sie waren nicht offiziell klassifiziert als Juden oder Halbjuden, lebten aber doch ständig in Bedrohung. Den einen, ein gutaussehender blonder Mann von zweiundzwanzig Jahren, hätte ein absurder Zufall beinahe ans Messer geliefert: Als er mit einer schwarzhaarigen, etwas dunkelhäutigen jungen Frau auf dem Jungfernstieg spazieren ging, stellte ihn eine Patrouille der Hitlerjugend. Warum er mit dieser Jüdin herumlaufe? Sie fanden schließlich heraus, dass nicht das Mädchen, sondern er jüdischer Abstammung war, und prügeln auf ihn ein. Das Mädchen war die Tochter des Konsuls eines südamerikanischen Landes, und ihr Vater erreichte über die Hamburger Senatsbehörden, dass man ihm eine Art Entschuldigung für den Übergriff auf seine Tochter und ihren Freund zustellte – was immerhin ein wenig mehr Sicherheit für die beiden bedeutete.

Zwei weitere Mitsänger waren allerdings eindeutig jüdischer Abstammung. Sie durften noch in ihrer Wohnung schlafen, mussten aber jeden Morgen nach Neuengamme fahren, in das Konzentrationslager am Rande Hamburgs, wo sie zur Büroarbeit verpflichtet waren. Sie brauchten keine gestreiften Anzüge zu tragen wie die Gefangenen in dem Lager, in dem über die Jahre fünfzigtausend Menschen – Juden, politische Häftlinge, sowjetische Kriegsgefangene – erschossen oder hingerichtet wurden oder schlicht verhungerten. Unsere beiden Freunde erzählten kaum davon, aber manchmal erwähnten sie Gefangene, denen sie bei ihrer Arbeit begegnet waren, etwa eine vom Hunger und von anderen Entbehrungen geschwächte Pianistin aus Warschau oder Lehrer oder Ingenieure, die schrecklich unterernährt seien. Sie fragten, ob wir ihnen für diese Leute etwas zu essen mitgeben könnten. Viel war es ohnehin nicht, was sie hineinschmuggeln konnten – mal ein Viertelpfund Butter, mal ein Stück

Wurst oder ein halbes Brot. Wir anderen hatten auch längst nicht alle Nahrungsmittel, die wir gerne wollten, doch bis zum Ende des Kriegs funktionierte die Versorgung immerhin leidlich, eingeschränkt zwar durch Lebensmittelkarten, aber gestützt durch Lieferungen und Pakete der Soldaten an ihre Angehörigen aus den besetzten Ländern West- und Osteuropas. Ich wusste nicht, ob meine Großeltern damit einverstanden gewesen wären, dass ich ein bisschen Wurst oder Butter aus der Speisekammer mitnahm. Also tat ich es heimlich. Meine Großmutter hatte mir deutlich zu verstehen gegeben, dass sie es für ungut oder gar gefährlich hielt, dass ich einen der Freunde, mit dem ich gemeinsam im Chor sang, bei uns im Gästezimmer übernachten ließ, wenn er den späten Zug nach Bergedorf verpasst hatte. Es sei für unsere ganze Familie gefährlich, einen Juden in unserem Haus aufzunehmen, sagte sie. Aber verboten hat sie es mir nicht.

In unserer Familie wurde nicht über die Judenverfolgung gesprochen, schon gar nicht befürwortend. Mein Großvater hatte die Angewohnheit, Hamburger Großkaufleute, die er nicht leiden konnte, gelegentlich als »weiße Juden« – als besondere Ausbeuter – zu beschimpfen. Da war also ein kritischer Vorbehalt gegen die Juden, aber nun auf reiche Deutsche bezogen. Ich hatte inzwischen gelernt, bei solchen Themen nicht nachzufragen. Meine Großmutter fand ohnehin, dass ich das Maul gefährlich weit aufriss. »Wenn du so weitermachst, dann kommt die SA und nimmt dich mit. Dann musst du ins Lager, und da binden sie dich auf die Pritsche, und du kannst nicht mehr runter, du musst alles unter dich machen«, sagte sie einmal zu mir. Das war zu einer Zeit, als längst viel schrecklichere Lager existierten. Sie sprach noch von den Übergriffen der SA kurz nach 1933. Vielleicht erschien das meiner Großmutter immer noch als das Schlimmste, was uns drohen konnte, vielleicht wusste sie nichts von den großen KZs, vielleicht wollte sie einfach nichts davon wissen.

Wir hatten eigentlich nur einen in der Familie, den ich für eine Art Nazi hielt: den Bruder meiner Mutter. Er war als junger Rechtsanwalt im März 1933, gleich nach der Machtübernahme durch Hitler, in die NSDAP eingetreten. Meine Großmutter ärgerte ihn gelegentlich, indem